SSOAR

Open Access Repository
www.ssoar.info

Vom Leitbild zum "Leidbild": Singles, ihre veränderte Wahrnehmung und der "Wandel des Wertewandels"

Hradil, Stefan

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:
Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:
Hradil, S. (2003). Vom Leitbild zum "Leidbild": Singles, ihre veränderte Wahrnehmung und der "Wandel des Wertewandels". *Zeitschrift für Familienforschung*, *15*(1), 38-54. https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-282879

Nutzungsbedingungen:
Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de

Terms of use:
This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more Information see: https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0

gesis Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften

Mitglied der Leibniz-Gemeinschaft

Stefan Hradil

Vom Leitbild zum „Leidbild“

Singles, ihre veränderte Wahrnehmung und der „Wandel des Wertewandels“

From admiration to pity: Changes in how singles are perceived and the re-emergence of traditional values

Zusammenfassung
Die seit jeher ambivalente Bewertung der Singles wurde in den 1990er Jahren immer negativer. Singles werden heute durchweg als defizitäre Figuren wahrgenommen. Der Hauptgrund hierfür liegt im „Wandel des Wertewandels“: Neben die zuvor dominierenden Entfaltungs- und Selbstverwirklichungswerte sind immer mehr Gemeinschafts-, Sicherheits- und Ordnungswerte getreten. Die Ursachen dafür sind in den schlechten Erfahrungen vor allem junger Menschen mit überzogenen Individualisierungs- und Selbstverwirklichungsaktivitäten (z.B. ihrer Eltern) sowie mit der unsicheren wirtschaftlichen Situation zu finden. Fraglich ist indessen, inwieweit die „neuen alten“ Gemeinschafts- und Sicherheitswerte angesichts künftiger Zwänge des Arbeitsmarkts etc. auch praktisch gelebt werden können.

Schlagworte: Singles, Wertewandel, Jugend

Abstract
Singles have always been viewed with ambivalence. In the 1990’s, negative perceptions of singles gained prevalence. Today, singles are considered deficient. This trend is mainly due to changes in values: values relating to community, security, and order have re-emerged to challenge the previously dominant values of individual development and self-actualisation. This re-emergence is due to disillusionment, especially among young adults, with efforts (e.g. of their own parents) to achieve individualization and self-actualisation, and is also related to economic insecurity. It is uncertain how practicable these ‘new old’ values of community and security will be in light of future conditions, such as labour-market demands.

Key words: Singles, value change, youth

0. Vorbemerkung und Zusammenfassung

Die Singles hatten seit jeher eine größere gesellschaftliche Bedeutung, als ihrer begrenzten Anzahl zukam. Denn an den Singles schieden sich schon immer die Geister: Früher lebten sie als „Hagestolze“ und „alte Jungfern“ meist beargwöhnt, selten beneidet am Rande der Gesellschaft. Seit den 1970er Jahren wurden sie für viele Nicht-Singles zum voll-individualisierten, autonomieorientierten Vorbild der eigenen Lebensführung. Aber unbestritten war auch dieses Bild nicht: Zugleich be-

trachteten zahlreiche Mitmenschen die Singles als mitleiderregende bis abschreckende Beispiele der Lebensgestaltung.

Wieso werden Singles so zwiespältig wahrgenommen und warum kommt ihnen eine so weitreichende normative Ausstrahlung zu? – Im folgenden Beitrag wird argumentiert, dass Singles häufig Projektionsfiguren für die Befürchtungen und Hoffnungen von Nicht-Singles sind. Die Bewertung von Singles reflektiert so hauptsächlich, wie Nicht-Singles ihre eigene Situation beurteilen, sei es die aktuelle oder die künftige. Singles verraten daher viel über die Werthaltungen anderer und über die durch diese Brille wahrgenommenen Entwicklungstendenzen der Gesellschaft.

Der vorliegende Beitrag belegt, dass die seit jeher ambivalente Wahrnehmung und Beurteilung von Singles nach einer „Hoch-Zeit" in den 70er und 80er Jahren in letzter Zeit wieder negativer geworden ist. Singles sind hiernach im Großen und Ganzen von Leitbildern zu „Leidbildern" geworden. Der Grund für diese Abwertung liegt nicht zuletzt in einem „Wandel des Wertewandels": Neben die zuvor dominierenden Entfaltungs- und Selbstverwirklichungswerte sind in den letzten Jahren immer mehr Gemeinschafts-, Sicherheits- und Ordnungswerte getreten, vor allem bei jungen Menschen. Auch das hat seine Gründe: Sie liegen in schlechten Erfahrungen, die mit der wirtschaftlichen Situation und mit Arbeitslosigkeit, aber auch mit überzogenen Individualisierungs- und Selbstverwirklichungsprozessen gemacht wurden. Die Suche nach den Gründen für den „sozialen Abstieg" der Singles führt also zur Analyse recht grundsätzlicher gesellschaftlicher Modernisierungs- und Entwicklungsprozesse.

Die heute vorherrschende Wahrnehmung von Singles als „Defizitfiguren", denen auf jeden Fall ein Partner fehlt, mag zwar die Selbstdeutungen und Rechtfertigungen von Singles beeinflussen; ihr Verhalten, ihre Anzahl und äußere Lage berührt dies indessen kaum. Denn es gibt wirkungsmächtigere Bestimmungsgründe, Single zu werden und als Single zu leben als die Beurteilungen von Mitmenschen, zum Beispiel Scheidungen oder berufliche Mobilitätszwänge.

Der Beitrag schließt mit einem Ausblick: Der Konflikt zwischen weitgehend unveränderten Bestimmungsgründen, die in und durch das Single-Leben führen, auf der einen Seite und veränderten Bewertungen auf der anderen Seite verschafft Singles in Zukunft wohl manche (zusätzlichen) Probleme. Aber nicht nur Singles werden einem verschärften Zwiespalt zwischen Sein (bzw. Können) und Sollen (bzw. Wollen) unterliegen: Auch viele Nicht-Singles werden mehr Diskrepanzen als heute ausgesetzt sein. Sie geraten in die Klemme zwischen ihren vermehrten gemeinschafts- und sicherheitsorientierten Werthaltungen einerseits und andererseits den schlechten Bedingungen für Gemeinschaft und Sicherheit sowie dem eigenen Unvermögen, in Gemeinschaft und Sicherheit zu leben.

Die einzelnen Teile des folgenden Beitrags sind empirisch unterschiedlich gut abgesichert. Zu Lage und Verhalten von Singles liegen belastbare empirische Befunde vor. Durch Sekundäranalysen von Allbus-Umfragen haben wir[1] viele von ihnen aktualisiert. Auch der „Wandel des Wertewandels" kann mittlerweile empirisch gut nachgewiesen werden. Die negativere Wahrnehmung und die heute eher

1 Für die Rechenarbeiten danke ich Dominik Asef.

abschreckende normative Ausstrahlung von Singles lassen sich nicht beweisen, aber wenigstens durch Hinweise und indirekte Daten belegen. Die angeführten Ursachen in Gestalt des gewandelten Wertewandels und die Aussagen zu künftigen Konflikten stellen mehr oder minder plausible Mutmaßungen dar. Sie sind ihrer Natur nach empirisch kaum zu prüfen. Aber m.E. wäre Soziologie eine arg dürre Wissenschaft, wenn sie sich aufs Beweisbare beschränken würde. Man sollte m.E. nur wissen und klar stellen, wo die Kenntnisse enden und die Vermutungen beginnen.

1. Was versteht man unter Singles und wie viele Singles gibt es?

Es gibt Dutzende von soziologischen Bestimmungen des Begriffs „Single“. Sie unterscheiden sich krass (vgl. die Zusammenstellungen und Diskussionen: Bachmann 1992; Bien / Bender 1995; Burkart 1997; Küpper 2002). Auch die alltagssprachlich vorherrschenden Semantiken des Begriffs „Single“ gehen – soweit sie überhaupt klar erkennbare Inhalte besitzen – weit auseinander. Das ist nicht unbedingt ein Missstand. Oft hat es seinen guten Sinn, wenn z.B. der eine unter „Singles“ kinderlose Unverheiratete versteht, der andere die allein Wohnenden als „Singles“ auffasst, der dritte die Partnerlosen „Singles“ nennt, und der vierte als „Singles“ Menschen begreift, die sich als „Single“ fühlen. Es ist angesichts dieser „Begriffslage“ aber sinnlos, sich über „Singles“ zu äußern, ohne zuvor zu definieren, welche Menschen als Singles verstanden werden sollen. Je nach dem, welche Kriterien man anlegt, kann man 17% (alle allein Wohnenden) oder aber weniger als 1% der Bevölkerung (freiwillig auf Dauer angelegtes partnerloses Alleinleben) als „Singles“ bezeichnen.

Soziologische Nominaldefinitionen von Begriffen, die auch im Alltag existieren, müssen auf der einen Seite nach den jeweiligen soziologischen Erkenntniszwecken ausgerichtet werden, auf der anderen Seite auf Kommunizierbarkeit und damit auch auf alltagssprachliche Semantiken Rücksicht nehmen.

Mit Blick darauf kommen im Folgenden zwei Definitionen (b, c) zur Anwendung:

a) Für einige soziologische Zwecke (z.B. für die Analyse des Wohnens und der künftigen Pflegebedürftigkeit) ist es sinnvoll, alle *allein Wohnenden* zusammenzufassen, obwohl diese Gruppierung äußerst heterogen ist. Nach den Ergebnissen des Mikrozensus lebten 2001 in Deutschland 13,5 Mio. Menschen in Einpersonenhaushalten. Sie alle als „Singles“ zu bezeichnen, kann zwar niemandem verwehrt werden und geschieht in der Presse zuweilen, entspricht jedoch weder dem Alltagsgebrauch noch den meisten soziologischen Zielsetzungen. 78-jährige Witwen und 21-jährige Studierende werden üblicherweise nicht “Singles“ genannt. Deswegen wird im Folgenden die Bezeichnung *„allein Wohnende“* und nicht der Terminus „Single“ benutzt, wenn auf alle Alleinlebenden Bezug genommen wird.

Zu beachten ist, dass diese Gruppierung 2001 zwar volle 37% aller Haushalte, aber nur 17% aller Personen in Deutschland umfasste.

b) Für viele soziologische Zwecke ist es hilfreich, alle die Menschen zusammenzufassen, die *im mittleren Lebensalter allein wohnen,* also in einer Lebensphase, in der die meisten Menschen zu zweit oder in Familien leben. Die Gruppierung der im mittleren Lebensalter allein Wohnenden ist soziologisch weit homogener als die Sozialkategorie der allein Wohnenden jeden Alters. Im Jahre 2000 waren 7% der Gesamtbevölkerung Deutschlands allein Wohnende im Alter von 25 bis unter 55 Jahren (Allbus 2000). Im Alltag werden diese Menschen schon eher „Singles" genannt. Sie sollen auch im Folgenden als *„Singles"* bezeichnet werden.

c) Besonders häufig verstehen die Menschen unter „Singles" jene Mitmenschen, die keinen Partner haben. Deshalb sollen im Folgenden als *„partnerlose Singles"* jene Menschen bezeichnet werden, die *im mittleren Lebensalter partnerlos allein wohnen.* Dem Allbus des Jahres 2000 zufolge waren dies ca. 5% der Bevölkerung (28% der Singles gaben an, einen Partner zu haben). Dieser engere Begriff eignet sich naturgemäß zur Analyse von mehr Fragestellungen als der Begriff der „Singles". Darunter befinden sich Fragen, die oft im Mittelpunkt der öffentlichen Aufmerksamkeit stehen, wie z.B. zur Partnersuche, zur Einsamkeit von Singles etc.

In den 70er und in den 80er Jahren war der Bevölkerungsanteil der Singles und der partnerlosen Singles in Westdeutschland ständig angewachsen. Dies hat viel zur Popularität des Themas beigetragen. Im Unterschied zu manchen Prognosen ist die „Singlequote" seit Mitte der 90er Jahre in Westdeutschland nicht mehr gestiegen. So betrug der Bevölkerungsanteil der allein lebenden 25- bis unter 55-Jährigen in den 80er und den frühen 90er Jahren stets gut 8%, seither liegt er bei 7% (Allbus 1980-2000). Diese Stagnation bildet wohl die Resultante zweier gegenläufiger Entwicklungen. Der *Altersstruktureffekt* (das beginnende Einrücken der geburtenschwächeren Jahrgänge in die Altersgruppen, zu denen per def. die Singles zählen) wirkt auf eine starke Abnahme ihres Bevölkerungsanteils hin. Der *Verhaltenseffekt* (gemessen am Anteil der Singles an den jeweiligen Jahrgängen) drängt dagegen nach wie vor in Richtung einer Steigerung der Singlezahlen. Mittlerweile leben 20% der Männer und 12 % der Frauen im Alter von 25 bis unter 55 Jahren allein (Mikrozensus 2001; Stat. BA). Die Gründe dafür liegen vorwiegend im anhaltenden *Druck*, allein zu leben (durch Scheidungen, durch berufliche Mobilitätszwänge, durch die besseren Berufschancen hochqualifizierter allein lebender Frauen etc.). Ob der in den 70er und 80er Jahren zweifellos bestehende *Sog* (durch Autonomiestreben, Individualisierung etc.) allein zu leben, noch so groß wie früher ist, läßt sich bezweifeln. Aber davon später.

In Ostdeutschland lebten zum Zeitpunkt der deutschen Vereinigung wesentlich weniger Singles als im Westen. Da mit der Verbesserung der Wohnverhältnisse, den veränderten Mentalitäten etc. in den neuen Bundesländern die Zahl der Singles in den 90er Jahren rapide anwuchs, gab es 2001 nur noch geringe Unterschiede der „Single-Dichte" in Ost- und Westdeutschland.

Unter den Singles und den partnerlosen Singles sind Männer (mit ca. 60%) nach wie vor klar überrepräsentiert (Mikrozensus 2001; Allbus 2000). Zum Teil ist dies damit zu erklären, dass Kinder nach Scheidungen nach wie vor meist bei der Mutter wohnen, die dadurch per def. nicht Single ist, wohl aber der allein lebende Va-

ter. Prognosen, nach denen immer mehr Frauen im mittleren Alter allein leben werden, haben sich bislang nur in engen Grenzen bewahrheitet. Erst im Alter von gut 50 Jahren beginnen die Frauen unter den Alleinlebenden in Folge ihrer höheren Lebenserwartung zu überwiegen.

Singles haben per def. keine Kinder im eigenen Haushalt. Aber immerhin ein gutes Fünftel von ihnen hat Kinder außer Haus (Allbus 2000).

2. Soziale Lage, Verhalten und Denken von Singles

Eines vorweg: Um die Lebensbedingungen und die materielle Lage der meisten Singles muss man sich keine allzu großen Sorgen machen.

Vergleicht man die Singles und die Singles ohne Partner mit Gleichaltrigen, so zeigt sich, dass (partnerlose) Singles überdurchschnittlich gebildet sind. Dies gilt für männliche Singles, deren Abiturientenquote um knapp 3 Prozentpunkte höher als die der männlichen Gleichaltrigen ist, aber noch mehr für Frauen, von denen 5 Prozentpunkte mehr die Hochschulreife haben (Allbus 2000). Im Vergleich zu den 80er Jahren haben sich die Bildungsvorsprunge der männlichen und weiblichen Singles vor dem großen Rest der Bevölkerung zwar etwas verringert, sind aber immer noch sehr deutlich (Hradil 1995: 28f.).

Männliche Singles sind fast so oft ganztätig erwerbstätig wie männliche Gleichaltrige. Weibliche Singles üben aus leicht einsichtigen Gründen dagegen fast doppelt so oft eine Vollzeit-Erwerbstätigkeit wie ihre weiblichen Altergenossinnen aus. Die beruflichen Stellungen von Singles sind überwiegend vorteilhaft: Sie arbeiten überproportional oft als qualifizierte Angestellte und als akademische Freiberufler. Sie sind besonders häufig als als Wissenschaftler und als Techniker tätig. Daran hat sich seit den 80er Jahren wenig geändert (Hradil 1995: 31). Ordnet man Singles in das Klassenschema von Goldthorpe/Erikson ein, so ergibt sich, dass sie 2000 in den „Dienstklassen“ klar überrepräsentiert waren (Allbus).

Die überdurchschnittlichen Löhne und Gehälter von Singles entsprechen ihren vorteilhaften Berufsstellungen. Gleich nach den kinderlosen Paaren finden wir die Singles an zweiter Stelle der Einkommenshierarchie, weit vor den Mitgliedern von Zwei-Eltern- oder gar von Ein-Eltern-Familien (Hradil 2001: 231; Datenreport 1999: 514). Im Jahr 2000 verdiente jede(r) 25- bis unter 55-Jährige in Deutschland durchschnittlich 2.216 DM, jede(r) Single dagegen 2.644 DM (Netto-Äquivalenzeinkommen, ältere OECD-Skala; Allbus 2000). Die Frauen unter den Singles waren insoweit benachteiligt, als sie im Jahr 2000 bei fast gleicher Qualifikation 260 DM monatlich (Netto-Äquivalenzeinkommen) weniger verdienten als männliche Singles. Unter männlichen Singles ist aber die Einkommensstreuung deutlich größer als unter weiblichen. Dies zeigt sich an den häufigeren Spitzeneinkommen männlicher Singles einerseits, an ihren höheren Armutsquoten andererseits. So ist es die prekäre Lage eines Teils der *männlichen* Singles, die dafür verantwortlich ist, dass jüngere Singles etwas häufiger als der Durchschnitt der Altersgleichen arm sind (Daten: SOEP; Quelle: Datenreport 1999: 590). Im Ganzen haben Singles aber ein unterdurchschnittliches Armutsrisiko.

Die relative Mehrheit der Singles (43,5% der S., 41,8% der partnerlosen S.) gibt an, dass die eigene soziale Lage besser sei als vor 10 Jahren. Dies sind 10 Prozentpunkte mehr als die Gesamtbevölkerung (ISSP 2000).

An der dargestellen, relativ vorteilhaften *materiellen Lage* der meisten Singles hat sich in letzten Jahrzehnt kaum etwas verändert. Deshalb soll hier auf Einzelnachweise auch verzichtet werden (vgl. Hradil 1995: 34ff.). Auch das *Verhalten* von Singles hat sich kaum gewandelt. Im *Denken* der Singles sind jedoch schon einige Veränderungen zu registrieren. Dies soll im Folgenden angedeutet werden.

Was ihre sozialen Beziehungen betrifft, so sind Freunde und Bekannte den Singles überdurchschnittlich wichtig; Verwandte und Nachbarn sind ihnen weniger wichtig als den Gleichaltigen und der Gesamtbevölkerung (Allbus 1980-1998). Dies entspricht der Häufigkeit der vorhandenen sozialen Beziehungen. Selbst geschaffene und selbst unterhaltene soziale Beziehungen finden sich bei Singles häufiger als im Durchschnitt ihrer Altersgruppe. Die Beziehungen zu Verwandten und Nachbarn sind seltener als üblich.

Nur relativ wenige partnelose Singles schlossen 2001 eine (neue) Partnerschaft völlig aus; unter diesem „harten Kern" der Singles finden sich mit 12% doppelt so viele Frauen wie Männer. Andererseits ist es auch nur eine Minderheit der Singles ohne Partner, freilich eine beträchtliche Minderheit, die gerne wieder eine feste Partnerschaft eingehen würde; hierunter finden sich mit 43% fast doppelt so viele Männer wie Frauen (Daten: NFO Infratest; Quelle: Focus 25.05.01, S. 60). Dies zeigt, wie problematisch die Kategorien „freiwillig" und „unfreiwillig" im Hinblick auf Singles ohne Partner sind: Die Mehrheit von ihnen, meist Frauen, lebt weder „freiwillig" noch „unfreiwillig" partnerlos alleine, sondern möchte entweder zur Zeit keine Partnerschaft oder schließt eine Partnerschaft aktuell zwar nicht aus, hat sich aber ansonsten recht gut arrangiert. Es ist also nachweislich falsch, partnerlose Singles gleichzusetzen mit partnersuchenden Singles, wie das viele Medien wissen wollen.

Ähnlich ist es mit der Zufriedenheit: im Durchschnitt sind Singles zwar weniger zufrieden mit ihrem Leben als die Gleichaltrigen im Alter von 25 bis unter 55 Jahre. Dem entspricht auch, dass die meisten Singles (55%) der Meinung sind, ihre Vorstellungen über das, was sie im Leben erreichen wollten, haben sich nicht ganz erfüllt (Allbus 2000). Aber die Streuung der Zufriedenheit ist groß. Wir finden extrem zufriedene neben völlig unzufriedenen Singles.

Im Jahre 2000 war, wie schon 10 Jahre zuvor, kaum ein(e) Single (5%) oder partnerlose(r) Single (5,9%) der Überzeugung, dass man alleine glücklicher leben könne als in einer Familie. Dies belegt ein weiteres Mal, dass der Kreis der „Überzeugungstäter" unter den Singles recht klein ist. Dies heißt jedoch nicht, dass Singles ihre Lebensform durchweg als defizitär ansehen: Immerhin 37% der Singles und 40,5% der Singles i.e.S. meinten, man könne in beiden Lebensformen gleich glücklich sein. 42% der Singles bzw. 38,6% der Singles i.e.S. bekundeten indessen, man benötige eine Familie, um glücklich zu sein (Allbus 2000). Vergleicht man dies mit Zahlen aus den 80er Jahren, so zeigt sich, dass der Anteil dieser Singles, die von ihrer Lebensform nicht überzeugt sind, um ca. 10 Prozentpunkte zugenommen hat (Hradil 1995: 58). Immer noch ist jedoch der Abstand zur

gleichaltrigen Gesamtbevölkerung drastisch: 73,9% bzw. 70,4% waren der Auffassung, ohne Familie könne man nicht wirklich glücklich werden (Allbus 2000).

Singles galten bis vor einiger Zeit mit einigem Recht als Speerspitzen des Wertewandels. 39,3% der Singles erwiesen sich in den 80er Jahren als „Postmaterialisten“ gemäß der Inglehartschen Operationalisierung. Unter den Gleichaltrigen, die nicht alleine lebten, fanden sich damals nur 28,4% „Postmaterialisten“ (Hradil 1995: 56). Bis zum Jahre 2000 hat sich der Anteil der „Postmaterialisten“ in der 25- bis 55-jährigen Gesamtbevölkerung auf 25,5% vermindert (Allbus). Auf diesen „Wandel des Wertewandels“ wird im Folgenden noch eingegangen werden. Der Anteil der „Postmaterialisten“ unter den Singles ist bis 2000 sogar überproportional zurückgegangen: Nur noch 33,3% der Singles und sogar nur noch 27% der partnerlosen Singles zeigten sich als „Postmaterialisten“.

Wie man sieht, sind im Denken der Alleinlebenden mittleren Alters schon gewisse Veränderungen zu registrieren, jedenfalls spürbarere als in ihrer äußeren Lage. Auf einige Gründe hierfür wird im Folgenden eingegangen.

3. Die Bewertung von Singles durch ihre Mitmenschen

Singles sind eine kleine Bevölkerungsgruppe. Dies gilt zumal für die Singles ohne Partner. Die vorliegenden empirischen Befunde belegen auch, dass das Leben der meisten Singles nicht unbedingt spektakulär verläuft. Singles leben sicher etwas anders als Nicht-Singles, teils mühsamer, teils unter angenehmeren Bedingungen. Aber gar so aufregend gestaltet sich das Leben der meisten Singles nicht. Übrigens auch nicht ihr Sexualverhalten, das zuweilen zu Spekulationen Anlass gibt (vgl. Hradil 1995: 42; Küpper 2002: 123ff.). Berücksichtigt man dies, so erstaunt es schon, wie häufig Singles Gegenstand privater und öffentlicher Diskussionen sind und wie oft sie in den Medien auftauchen. Ihr Leben, ihre Partnersuche, ihre Bewältigung des Alltags, usw. wird dort immer und immer wieder mit Beispielen, Zitaten, Bildern, wissenschaftlicher Begleitanalyse etc. vorgestellt, diskutiert und kommentiert.

Warum macht man so viel Aufhebens um eine so kleine und wenig spektakuläre Gruppe von Menschen? Vordergründige Ursachen lassen sich darin sehen, dass die Lebensform des Alleinlebens, zumal des partnerlosen Alleinlebens, allem Anschein nach den Erwartungen der meisten Menschen widerspricht und die wenigsten Mitmenschen Singles somit neutral gegenüber stehen. Vielmehr sind recht harsche Bewertungen die Regel. Häufig ist die Sicht positiv. Vielfach geraten die Singles den Nicht-Singles sogar zum (heimlichen) Vorbild. Etwa nach dem Diktum Wilhelm Buschs: „Wer allein lebt, der hat’s gut, ist keiner da, der ihm was tut.“ Oft werden Singles aber eindeutig negativ gesehen. Die Abwertungen reichen vom Single als mitleiderregender Gestalt bis hin zum Single als sozial schädlicher Figur: Bestenfalls werden Singles noch als einsame Defizitwesen bemitleidet, denen mindestens der Partner fehlt. Schlimmstenfalls werden sie als „Sozialschmarotzer“ abqualifiziert: zu egoistisch, um Kinder zu erziehen und sich am Generationenvertrag zu beteiligen, zu narzistisch, um beziehungsfähig zu sein, ein schlechtes Vor-

bild also. - Nicht selten mischen sich positive und negative Bewertungen. Es sind oft die gleichen Mitmenschen, die sowohl Bewunderung als auch Mitleid bis Ablehnung im Hinblick auf Singles empfinden. - Insgesamt wird man nicht fehlgehen mit der Vermutung, dass die Unmittelbarkeit, die Schärfe und die Ambivalenz der Bewertungen viel zur Beachtung von Singles in Medien und öffentlicher Meinung beiträgt.

Aber warum diese eilfertigen positiven oder negativen Bewertungen? Geht man den Gründen hierfür nach, so deutet vieles darauf hin, dass die Bestimmungsgründe nicht so sehr in einem bejammernswerten oder skandalösen Leben der Singles als einem Leben der Nicht-Singles zu suchen sind, das als wie immer unvollkommen empfunden wird. Viele Menschen, die mit anderen zusammen leben, projizieren offenbar ihre oft uneingestandenen Hoffnungen und Ziele, aber auch ihre Frustrationen und Befürchtungen auf die Singles. Diese personifizieren die häufig latenten Sehnsüchte, aber auch die Ärgernisse und Ängste ihrer Mitmenschen. „So möchte ich (nicht) leben," lautet die Devise, oft ohne die eigene Existenz explizit in Frage zu stellen.

Gräbt man also tiefer nach den Gründen für die eigentümlich große Aufmerksamkeit und die sonderbar krassen Bewertungen, die Singles entgegengebracht werden, so stößt man auf soziologisch recht Grundsätzliches: Es wird in den folgenden Abschnitten zu zeigen sein, dass die Wahrnehmungen und Bewertungen von Singles allem Anschein nach die Ansprüche von Nicht-Singles an ihr Leben und somit ihre Werthaltungen reflektieren sowie ihr Leben wiedergibt, wie es im Lichte der Ansprüche gesehen wird.

Diese Spiegelungen in Gestalt der Bewertung von Singles können als soziologische „Seismographen" oder „Frühwarnsysteme" genutzt werden (Hradil 1998). Denn diese Projektionen reagieren früher und besser erkennbar, als das häufig träge oder rationalisierende Bewußtsein der Menschen bzw. der Soziologen, die jenes erforschen.

4. Singles sind „out"

Verfolgt man Medienberichte sowie private und öffentliche Diskussionen über Singles, so muss man den Eindruck gewinnen, dass sich ihre Wahrnehmung und Bewertung in den letzten Jahren ins Negative verschoben hat. Spätestens seit Mitte der 90er Jahre erscheinen Singles immer mehr als „Defizitwesen". In TV-„Kuppelshows" werden dort sog. „Singles" wie selbstverständlich als Menschen vorgestellt, die aktiv einen Partner suchen. Dass Singles sich mit ihrem Alleinleben arrangiert haben oder damit sogar zufrieden sein könnten, gerät außer Sicht. In der Werbung werden seit einiger Zeit Paare und Familien, nicht länger aber Singles positiv herausgestellt (Rück 2001). Diese dienen allenfalls noch als Kontrastfigur, um das paarweise oder familiäre Glück zu betonen. Theaterstücke (z.B. Franz Xaver Kroetz: „Wunschkonzert") und Fernsehserien (z.B. „Sex and the City", „Ally McBeal") stellen uns heute Singles vor, deren Dasein sie zu stets part-

nersuchenden, neurotisierten Wesen macht, die von ihrer Mitwelt gerade so noch ertragen werden.
Demgegenüber war das Bild der Singles in den 70er und 80er Jahren bei aller Ambivalenz doch überwiegend positiv: Singles mit ihrer Autonomie, ihren beruflichen Chancen, ihren Möglichkeiten der Lebensstilisierung galten in der Hochzeit der Individualisierung oft als Leitbild. Singles wurden als „Speerspitze“ der Individualisierung herausgestellt (Ulrich Beck). Wenn man Deutschland als „Single-Gesellschaft“ (Hradil 1995) bezeichnen konnte, dann wegen des Vor- und Leitbildcharakters von Singles, nicht etwa deswegen, weil die Menschen nun massenhaft allein lebten. Abzulesen war die positive Tönung auch daran, wie stolz Prominente ihr Alleinleben hervorhoben, wie häufig die Werbung uns Singles, oft auch weibliche, als sympathische, kontaktfreudige, in herrlichen Wohnlandschaften residierende Wesen vorstellte.

Wenn diese Beobachtungen verallgemeinerbar sind, dann sollte man sich auch hier nach den Gründen fragen. Wieso wurden Singles von Leitfiguren zur „Leidfiguren“?

5. Der Wandel des Wertewandels

Bei allen Meinungsverschiedenheiten, die gerade in der Soziologie gepflegt werden, gibt es doch übereinstimmende Sichtweisen. So besteht unter Soziologen weithin Einigkeit, dass die 70er und die 80er Jahre eine Zeit gewesen seien, in der die vorangegangene schnelle Vermehrung von Wohlstand, Bildung, sozialer Sicherheit und Liberalität die individuellen Freiheitsgrade für die meisten Menschen bedeutend vermehrt hat. Die neuen Optionen seien von den Einzelnen auch in zunehmendem Maße ausgelebt worden. Das Streben nach Eigenständigkeit habe sich unter anderen in immer unterschiedlicheren Lebensstilen, Lebensführungen und Lebensformen gezeigt. Die Selbstbezüglichkeit des Denkens und Verhaltens habe zugenommen.

Einer der Vorreiter dieses soziologischen Grundkonsens' war Ronald Inglehart mit seiner These vom säkularen Wertewandel (1977). Sie besagt bekanntlich, dass in den Werthaltungen der jüngeren Generation seit den 70er Jahren nicht länger Besitz und Pflicht obenanstünden, sondern Selbstverwirklichung und Partizipation. Die Ursachen sah Inglehart in den o.a. veränderten Lebensbedingungen: Die Jugend seiner Zeit wachse – anders als ihre Eltern – im Wohlstand auf. Sie verspüre keinen Mangel an materiellen Gütern und Sicherheit mehr. Sie messe dementsprechend auch bloßer Pflichterfüllung zum Zwecke der Erwerbs von Wohlstand und Sicherheit nicht mehr die hohe Bedeutung zu wie noch ihre Eltern. Stattdessen empfände – so Inglehart – die Jugend der 70er Jahre Mangel an individueller Freiheit, Selbstentfaltung, Selbstverwirklichung und Partizipationschancen. Auf deren Vermehrung seien die neuen „postmaterialistischen Werte“ gerichtet. Sie sah Inglehart zuerst in der Jugend, später dann auch in der Bevölkerung insgesamt im Aufstieg. Denn nach seiner Ansicht prägten die in der „formativen Phase“ der Jugend ausgebildeten Werthaltungen die Werte der Menschen lebenslang. Diese

„Sozialisationshypothese“ lag zusammen mit der o.a. „Mangelhypothese“ Ingleharts Überlegungen zu Grunde.

Die Thesen Ronald Ingleharts und daraufhin ermittelten empirischen Befunde wurden vielfach kritisiert. Unter anderem wurden Einwände gegen die genannten beiden Basishypothesen (u.a. von Gertrud Nunner-Winkler), gegen die konzeptionelle Eindimensionalität, gegen die allzu schlichten Operationalisierungen Ingleharts vorgebracht. Zahlreiche Modifikationen, Ergänzungen und Verfeinerungen haben seither die Wertewandelforschung weiter gebracht (u.a. durch Helmut Klages und Heiner Meulemann). Der Wertewandel selbst wurde teils negativ (Elisabeth Noelle-Neumann), teils positiv (Helmut Klages) bewertet. Trotz aller Kritik und Weiterentwicklung: Im Grunde wurde dem Befund wachsender Selbstentfaltungs- und Selbstverwirklichungswerte der Einzelnen bis vor kurzem nicht ernsthaft widersprochen. So stellte Helmut Klages noch jüngst (2001: 8) fest, „dass das in allen entwickelten Ländern beobachtbare Vordringen von *Selbstentfaltungswerten*, (...) den Wertewandel zentral charakterisiert“.

Wenn seit den 70er Jahren jene Werte gesellschaftlich dominierten, die den Einzelnen und seine Entfaltung in den Vordergrund rücken, dann war es kein Wunder, dass Singles vor diesem Hintergrund zur überwiegend positiv besetzten Symbolfigur wurden. Sie repräsentierten und symbolisierten geradezu Selbstverwirklichung, Autonomie, Individualisierung, neue riskante Freiheiten, also all das, was die Modernisierung den Einzelnen seit den 60er Jahren in Deutschland spät, aber heftig gebracht hatte.

Seit einiger Zeit signalisieren Alltagsbeobachtungen jedoch nicht nur den o.a. gesellschaftlichen Abstieg der Singles auf der Prestigeskala, sondern auch einen Wandel der bislang dominierenden Selbstverwirklichungswerte. In Kinofilmen („Die wunderbare Welt der Amélie“, „Schiffsmeldungen“, „Schokolade“), in Romanen, im Fernsehen, in Uni-Hörsälen etc. begegnet man in den letzten Jahren immer häufiger jungen Leuten, für die keinesweg das individualistische, oft sogar egozentrische Ausleben der eigenen Möglichkeiten die Leitlinie ihres Verhaltens und Maß aller Dinge ist. Stattdessen findet man nach Harmonie strebende, ihre Sicherheit in geordneten, geradlinigen Verhältnissen suchende junge Menschen.

Nun haben Alltagsbeobachtungen und künstlerische Hervorbringungen zwar ihre Vorzüge. Sie können uns zum Beispiel früh auf wichtige Entwicklungen hinweisen. Aber als wissenschaftliche Nachweise sind sie mit Recht abzulehnen. Sie sind unkontrollierbar.

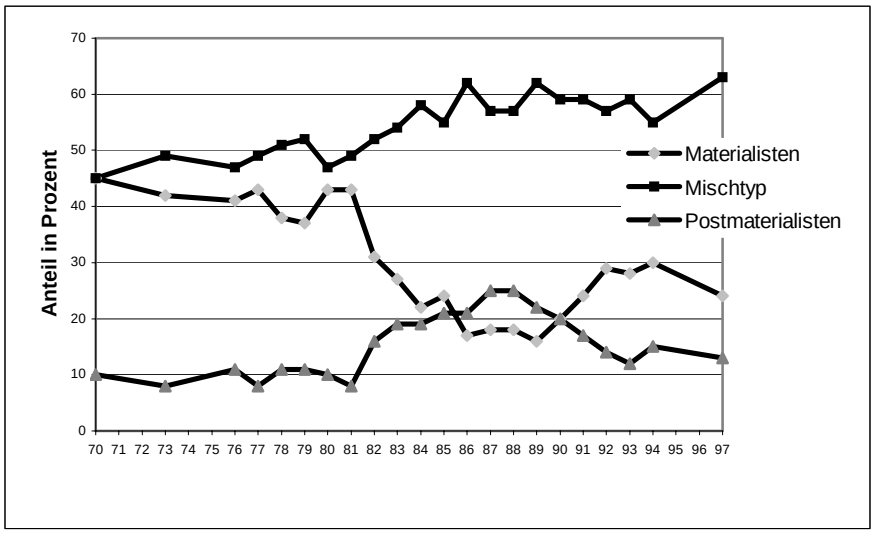
Aber mittlerweile häufen sich auch in der Soziologie empirische Befunde, die geeignet sind, die irritierenden Alltagsbeobachtungen und künstlerischen Präsentationen zur Veränderung von Werten der Bevölkerung zu untermauern. Neue soziologische Untersuchungsergebnisse zum Wertewandel vermitteln in letzter Zeit ein ganz anderes Bild als das eines wachsenden Strebens nach individueller Autonomie.

Geht man dem Wertewandel auf der Grundlage der Inglehartschen Operationalisierung nach, so bestätigten die empirischen Resultate für Westdeutschland noch bis zum Ende der 80er Jahre im Großen und Ganzen dessen Prognosen. Die Zahl der „Materialisten“ nahm ab, in den 80er Jahren sogar rapide. Die Zahl der „Postmaterialisten“ nahm zu. Einzig die schon immer zahlreichen und immer häufiger

werdenden „Mischtypen“ – sie machten Ende der 80er Jahre schon mehr als die Hälfte der Bevölkerung aus – verwässerten die Essenz der Befunde hin zum „Postmaterialismus“ und zur Selbstverwirklichung.

In den 90er Jahren bricht dieser Trend jedoch ab. Seither kann man in Westdeutschland kaum mehr behaupten, dass der Wertewandel weiterhin im Gange ist. Gemessen mit Ingleharts Instrumentarium ergibt sich, dass der Anteil der „Materialisten“, der 20 Jahre lang abgenommen hatte, seit Ende der 80er Jahre bis Mitte der 90er Jahre wieder bedeutend zunahm, um dann auf höherem Niveau zu bleiben. Die Quote der „Postmaterialisten“ befindet sich in den 90er Jahren auf anhaltender Talfahrt, nachdem sie fast 20 Jahre lang zugenommen hatte. Der Anteil der Mischtypen bleibt auf hohem Niveau konstant. Diese Befunde stehen in krassem Gegensatz zu dem Prognosen Ingleharts.

Abbildung 1: Bevölkerungsanteil der Postmaterialisten, des Mischtyps und der Materialisten Bundesrepublik Deutschland (West) 1970 bis 1997



Quelle: Klein/Pötschke 2000: 208

Wenn der seit den 70er Jahren anhaltende Wandel hin zu selbstbezüglichen und autonomieorientierenden Werten nicht weiterhin zu beobachten ist, dann fragt sich, welche Werte mittlerweile an ihre Stelle getreten sind und ob die die Demontage des Leitbilds „Single“ mit diesem „Wandel des Wertewandels“ zu erklären ist.

Wie die folgenden empirischen Befunde zeigen, sind die Werte der Selbstentfaltung und Selbstverwirklichung nicht obsolet geworden. Wohl aber haben sich andere Werte teils vor sie, teils mit ihnen an die Spitze der Werteskala geschoben und sind mit ihnen neue Synthesen eingegangen. Um diese zu erforschen, bedarf es Studien, die nicht nicht nur eindimensional zwischen „materialistisch“ und

„postmaterialistisch“ unterscheiden, sondern mehrdimensional vorgehen. Als Ergebnis solcher neuerer Untersuchungen lässt sich zusammenfassen, dass *an der Spitze der Werteskala in letzter Zeit Gemeinschafts-, Sicherheits-, Leistungs- und Anpassungswerte zusammen mit und teilweise schon vor Werten der Eigenständigkeit und Selbstentfaltung zu finden sind*. Der Wert der persönlichen Eigenständigkeit macht schon seit dreißig Jahren den Kern des Wertewandels aus. Neu ist, dass er stagniert und dass Werte wie der der engen Sozialbindung und der Sicherheit ihn zunehmend überflügeln und mit ihm verschmelzen.

Eine kleine Auswahl empirischer Befunde soll diesen Befund stützen:

Besonders aufschlußreich erscheinen neuere Studien von Jugendlichen und jungen Erwachsenen. Wenn die „Sozialisationsthese“ Ingleharts auch nur einige Richtigkeit hat, kann von den heutigen Werten der Jüngeren erwartet werden, dass sie bis zu einem gewissen Grade auch über die künftigen Werte der Erwachsenen Auskunft geben. Thomas Gensicke kommt in der 14. Shell Jugendstudie zu folgenden Ergebnissen:

> „Ein Überblick zeigt (...), dass fast allen Jugendlichen Freundschaft und Partnerschaft wichtig sind (...). Etwas weniger Jugendliche, aber dennoch die allermeisten, schätzen die Wertorientierung ‘ein gutes Familienleben führen’. Ebenso viele wollen ‘eigenverantwortlich leben und handeln’ und ‘viele Kontakte zu anderen Menschen haben’. Diese Wertorientierungen stellten somit die übergreifenden Grundwerte der Jugend dar, ohne die kaum ein Jugendlicher auskommt, insbesondere bezüglich Partnerschaft und Freundschaft. Die sozialen Grundwerte beziehen sich auf die private Harmonie, auf den Anspruch auf eine eigenständige Lebensführung und auf Bedürfnisse nach Geselligkeit und sozialem Austausch im kleinen oder größeren Kreis.“ (Gensicke 2002: 142)
>
> „2002 wie 1987/88 stehen ‘Partnerschaft’ und ‘Freundschaft’ ganz oben in der Rangreihe der jugendlichen Werte, dicht gefolgt von den Wertorientierungen ‘gutes Familienleben’ und der Kontaktfreude.“ Die „Wertorientierung ‘Fleiß und Ehrgeiz’ ist demgegenüber der größte Aufsteiger der Rangreihe. Sie konnte sich von Platz 15 auf Platz 9 verbessern“ (...)(Gensicke 2002: 152).

Andere neuere Untersuchungen der Gesamtbevölkerung weisen in ähnliche Richtung, so der „Freiwilligensurvey 1999“ der Speyerer Arbeitsgruppe um *Helmut Klages*.

> „Es wird erkennbar, dass Werte des mitmenschlichen Bezugs im Bereich der Familie und sonstiger Formen enger Sozialbindungen im persönlich gestaltbaren Kleingruppenbereich zusammen mit Werten im Vordergrund stehen, bei denen es um die Betonung der Eigenständigkeit, Eigenverantwortlichkeit und Unabhängigkeit der Person geht.“ (Klages 2001: 8)

Zu ähnlichen Ergebnissen kommt die Allensbacher Markt- und Werteträgeranalyse 1999:

> „Das Streben nach ‘Freiheit und Unabhängigkeit’ hat zwischen dem Ende der 80er und der Mitte der 90er Jahre deutlich um 10 Prozentpunkte an Reichweite verloren. Im Gegenzug wurde ‘Sicherheit und Geborgenheit’ im gleichen Zeitraum von immer mehr Menschen als ‘ganz besonders wichtig’

erachtet (+ 10 Prozentpunkte).“ „Während 1995 nur noch wenig mehr als 50 Prozent der Bevölkerung nach Freiheit und Unabhängigkeit streben, suchen zum gleichen Zeitpunkt drei Viertel (74 Prozent) nach Sicherheit und Geborgenheit.“ (Duncker 2000: 93)

5. Ein Erklärungsangebot: Mangel an Sicherheit und Orientierung zwingt zur Verminderung von Komplexität und Anomie

Insgesamt treffen wir also auf den doch erstaunlichen Befund, dass viele Individuen mit all ihren Möglichkeiten in einer mittlerweile weitgehend auf Individualisierung ausgerichteten Gesellschaft offenkundig auf der gegenläufigen Suche sind: Sie streben nach Sicherheit und Gemeinschaft. Im Folgenden soll eine Erklärung hierfür angeboten und ansatzweise diskutiert werden. Sie beruht – trotz der in der Literatur wiederholt dargestellten alternativen Erklärungsmöglichkeiten für gewandelte Werte (vgl. z.B. Nunner-Winkler zit. n. Duncker 1998: 27; Duncker 2000) – bis zu einem gewissen Grade auf der Logik Ronald Ingleharts. So geht die folgende Erklärung ebenfalls von der Mangelhypothese aus, und auch der Sozialisationshypothese wird immerhin viel Gültigkeit zugesprochen. Die linear fortschreitende Bedürfnisskala Ingleharts (bzw. Maslows) als Grundlage einer linearen, irreversiblen Aufeinanderfolge von Werten wird freilich verlassen. Stattdessen beruht die Erklärung darauf, dass z.B. Gemeinschafts-, Sicherheits- oder materielle Werte erneut „Konjunkturen“ erleben können, wenn die Lage und deren Interpretation danach ist: ähnlich wie Pendelbewegungen einer Uhr, oder vielleicht besser: ähnlich wie Zickzackbewegungen.

Die Möglichkeiten der individuellen Selbstverwirklichung waren in den 90er Jahren für viele Menschen selbstverständlich geworden, für viele Ältere, insbesondere aber für die Generation der Heranwachsenden. Materiell und kulturell bestanden weite Möglichkeiten der Entfaltung. Sie waren so selbstverständlich geworden, wie es 30 Jahre zuvor für die Generation der „68er“ der Wohlstand geworden war. Von daher bestand in den letzten Jahren wenig Anlass, aus Mangel an Entfaltungs- und Selbstverwirklichungschancen weiterhin nach Autonomie zu streben und entsprechende Werthaltungen zu entwickeln.

Auf der anderen Seite hatten die Menschen, allen voran die Jugendlichen, in den 90er Jahren aber auch manche Schattenseiten der exzessiv praktizierten Selbstverwirklichung und Individualisierung kennengelernt: Anomiegefahren, Orientierungsprobleme, Konflikte und Risiken waren zusammen mit den neuen Möglichkeiten drastisch gestiegen. Im Zweifelsfalle boten die Scheidung der eigenen Eltern und die quälend schwierige eigene Wahl von Beruf und Lebensform den Heranwachsenden genügend abschreckendes Anschauungsmaterial.

Zudem waren die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen der 90er Jahre in Westdeutschland durch ökonomische Stagnation und anhaltende Gefahren der Arbeitslosigkeit gekennzeichnet. Mangel bestand also sehr wohl, vor allem an

existenzieller Sicherheit, an Orientierung, an Harmonie. Die (jungen) Menschen waren des angstvollen Starrens auf Berufschancen überdrüssig. Sie flohen die ständige Orientierungs- und Beziehungsarbeit, das hohe Konfliktpotenzial, die bedrohlichen biographischen Bruchquoten des „Alleine-Machens".

Aus diesen Mangelzuständen entstanden neue „alte" Werte: Viele Menschen, allen voran Jugendliche, zogen in den 90er Jahren die Konsequenzen aus den erlebten Nachteilen der Massenarbeitslosigkeit, des Selbstverwirklichungsstrebens, der Individualisierung und eines auf sich selbst bezogenen Lebens. Aber sie zogen nicht öffentliche und politische Konsequenzen, wie sie die 68er Generation aus dem Mangel an individueller Freiheit gezogen hatte, sondern private: Sie wollen *für sich* wirtschaftliche Sicherheit, sie passten sich pragmatisch an Leistungsnormen an, sie wollen Gemeinschaft, stabile Ordnungen, einfache Lösungen, sozusagen „Ruhe an der Front".

Mit anderen Worten: Die Jugendlichen, von denen noch Ronald Inglehart und Ulrich Beck ausgingen, wurden in den 90er Jahren immer rarer. Sie, und auch viele Erwachsene, litten im letzten Jahrzehnt nicht mehr Mangel an Selbstverwirklichung. Schon gar nicht waren sie wie einst ihre Eltern gezwungen, ihre individuellen Freiheiten gegen restriktive Strukturen oder Personen durchzusetzen. Selbstentfaltung, Selbstverwirklichung, individuelle Spielräume und Einwirkungsmöglichkeiten nahmen in den Vorstellungen vom Wünschenswerten der späten 90er Jahre denn auch nicht mehr unbedingt Spitzenplätze ein. Die Menschen hatten es nicht mehr nötig, alles, was ihnen die Modernisierung an (potenziellen) Möglichkeiten bereit gestellt hatte, auch (aktuell) zu praktizieren. Sie konnten es sich durchaus leisten, auf ein Stück aktualisierter Selbstverwirklichung zu verzichten.

Häufig mussten sie das sogar, um so die knappen Güter Gemeinschaft, Sicherheit und Ordnung der 90er Jahre zu erlangen. Sie waren gezwungen, in die Konventionalität geradezu zu flüchten, um beruflich zu reüssieren, um die Individualisierungs-Mühen der Orientierung zu reduzieren, die Belastungen des ständigen Aushandelns sich autonom wähnender Individuen zu verringern und die Risiken des Scheiterns, nicht zuletzt von Beziehungen und von beruflichen Karrieren, zu vermeiden. Die Überkomplexität des Wählbaren, die Desorientierung, die erfahrenen und absehbaren Konflikte, die Knappheit beruflicher Erfolgswege ließen ihnen wenig andere Wahl. Weil die „neu-alten" Werte der Gemeinschaft, der Sicherheit und der konventionellen Anpassung an Leistungs-, Partnerschafts- und Familiennormen nicht gewählt, sondern erzwungen wurden, sind sie keine Facette der Individualisierung (so Beck 2001), sondern eine Gegenbewegung hierzu (vgl. Hradil 2002).

6. Werte und Verhalten, auch von Singles

Manche Erwartungen der 70er und 80er Jahre, nach denen sich die Entwicklungstrends hin zur Selbstverwirklichung und zur Individualisierung auch in den kommenden Jahrzehnten immer weiter fortsetzen würden, erwiesen sich also zumindest als voreilig. Soziokulturelle Entwicklungen verlaufen offenbar noch weniger

linear und bruchlos als andere gesellschaftliche Trends. Der „Wertewandel“ war in den 90er Jahren rückläufig. Dies hängt sicher mit der wirtschaftlichen Stagnation der 90er Jahre zusammen, bringt aber auch soziokulturelle Korrekturbewegungen zum Ausdruck, die - mögen sie auch bisweilen naiv anmuten - weg führen vom überzogenen individualistischen Autonomiestreben und vom selbstbezogenen Leben hin zu Sicherheits- und Gemeinschaftsbestrebungen.

Wenn Gemeinschafts- und Sicherheitswerte im Denken der Menschen nach vorn gerückt sind, muss der Stern der Singles sinken, weil deren Leben doch gerade das Gegenteil dieser Werte signalisiert. Singles werden es auch schwerer haben, ihre riskante Lebensform des partnerlosen Alleinlebens ihren Mitmenschen zu vermitteln und zu begründen. Sie tun sich wohl auch schwerer mit dem Finden einer stabilen Identität und mit der Rekonstruktion einer eigenen Biographie, die für sie und andere akzeptabel ist. Einige der oben (in Abschnitt 2) angeführten Daten weisen in der Tat in diese Richtung, zum Beispiel jene, die eine negativere Bewertung der eigenen Lebensform durch die Singles selbst belegen.

Haben die negativeren Einschätzungen der Singles und ihre deshalb vermehrten inneren und zwischenmenschlichen Konflikte für sie weitere Folgen? So könnte man vermuten, dass sich auch ihr Verhalten verändert (dass Singles z.B. vermehrt auf Partnersuche gehen) und dass die Zahl der Singles abnimmt. Wie oben (in Abschnitt 2) skizziert, bestätigen die Daten diese Hypothesen bisher allenfalls in Ansätzen.

Berücksichtigt man, wie vielfältig die Gründe und Wege sind, die ins Single-Dasein führen, und wie wenig die meisten von ihnen mit der gesellschaftlichen Einschätzung von Singles zu tun haben, so wird verständlich, dass die Zahl der Singles auch dann kaum zurückgehen wird, wenn sie nicht mehr die gesellschaftliche Leitfigur darstellen. Trotz der dadurch entstehenden Konflikte von Singles werden nicht ohne weiteres weniger Menschen als Singles leben und diese werden auch nicht wesentlich anders leben als zuvor. Zwar werden in Zukunft vielleicht weniger Menschen aus eigenem Wollen zum Single werden, die Anziehungskraft des Single-Daseins wird abnehmen. Aber seit jeher bildeten diejenigen eine Minderheit, die mehr oder minder freiwillig das Alleinleben aufnahmen. Es gibt jedoch neben dem eigenen Wollen viele andere Bestimmungsgründe, die ins Single-Leben führen, Menschen darin halten und das Single-Dasein prägen. Viele stellen Zwangslagen dar (Scheidungen, berufliche Mobilitätszwänge, schlechte Verwertungsmöglichkeiten der eigenen Qualifikation bei Partnerschaft und bei Familienbildung, wenig Kontaktmöglichkeiten durch zwangsweise intensive Berufstätigkeit, steigende Anforderungen an potentielle Partner etc.) und es ist nicht absehbar, dass diese Beweggründe an Bedeutung verlieren.

Das Leben der Singles wird also schwieriger werden und mehr Konflikte mit sich bringen. Beziehungssehnsucht, die schon immer vorhanden war, jetzt aber zusätzlich genährt wird von allgemein vordringenden Gemeinschaftswerten, und eigenes Autonomiebestreben, seit jeher ein Motiv längeren Alleinlebens, aber immer schwerer zu rechtfertigen, werden noch mehr in Widerspruch als zuvor geraten. Das oft durch äußere Faktoren erzwungene Leben als Single wird mit dem Gewünschten immer weniger vereinbar sein.

Da tröstet es wenig, dass auch für andere, für Nicht-Singles, die Konflikte wohl häufiger werden: Viele von ihnen werden ihre erstarkten Gemeinschafts- und Sicherheitswerte so nicht leben können, wie sie sie notgedrungen ausbildeten. Dazu wird vielen die nötige Sozialisation fehlen; sie haben es nicht gelernt, Gemeinschaft zu leben. Auch werden im Zeitalter der verschärften Konkurrenz und des schnellen sozialen und technologischen Wandels die äußeren Voraussetzungen nicht günstig sein, in selbstverständlichen Gemeinschaften und in Sicherheit zu leben.

Literatur:

Bachmann, Ronald (1992). Singles. Frankfurt am Main: Peter Lang.

Beck, Ulrich (1986). Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Beck, Ulrich (2001). Das Zeitalter des „eigenen Lebens". Individualisierung als „paradoxe Sozialstruktur" und andere offene Fragen. In: APUZ B29, 13. Juli 2001, S. 3-6.

Bien, Walter & Bender, Donald (1995). Was sind Singles? Ein alltagstheoretischer Zugang zur Problematik. In: Hans Bertram (Hg.), Das Individuum und seine Familie. Opladen: Leske + Budrich, S. 13-22.

Burkart, Günter (1997). Lebensphasen – Liebesphasen: Vom Paar zur Ehe, zum Single und zurück? Opladen: Leske + Budrich.

Deth, Jan W. van (2001). Wertewandel im internationalen Vergleich. Ein deutscher Sonderweg? In: APUZ B29, 13. Juli, S. 23-30.

Deutsche Shell (Hrsg.) (2000): Jugend 2000. Bd. 1 & 2. Opladen: Leske + Budrich.

Duncker, Christian (1998). Dimensionen des Wertewandels in Deutschland. Eine Analyse anhand ausgewählter Zeitreihen. Frankfurt am Main: Peter Lang.

Duncker, Christian (2000). Verlust der Werte? Wertewandel zwischen Meinungen und Tatsachen. Wiesbaden: Deutscher Universitätsverlag.

Gensicke, Thomas (1996). Deutschland im Wandel. Speyer (Speyerer Forschungsberichte 154).

Gensicke, Thomas (2002). Individualität und Sicherheit in neuer Synthese? Wertorientierungen und gesellschaftliche Aktivität. In: Klaus Hurrelmann u.a. (Hg.), Jugend 2002. 14. Shell Jugendstudie. Frankfurt am Main: Fischer, S. 139-168.

Hradil, Stefan (1995). Die „Single-Gesellschaft". München: C.H. Beck.

Hradil, Stefan (1998). Seismographen der Modernisierung. Singles in Deutschland. In: APUZ B 53, 25. Dez. 1998, S. 9-16.

Hradil, Stefan (2000). Die Single-Gesellschaft. In: Armin Pongs (Hg.), In welcher Gesellschaft leben wir eigentlich? Gesellschaftskonzepte im Vergleich. München: Dilemma-Verlag 2000, S. 103-124.

Hradil, Stefan (2000). Sozialer Wandel. Trends gesellschaftlicher Entwicklung. In: Bernhard Schäfers, & Wolfgang Zapf (Hg.), Handwörterbuch zur Gesellschaft Deutschlands. 2. Aufl.. Opladen: Leske + Budrich, S. 642-653.

Hradil, Stefan (2001): Bevölkerungsentwicklung und Gesellschaftsveränderung in den kommenden Jahrzehnten, in: Gegenwartskunde, Heft 3

Hradil, Stefan (2002). Vom Wandel des Wertewandels. Die Individualisierung und eine ihrer Gegenbewegungen. In: W. Glatzer, R. Habich & K.U. Mayer (Hg.), Sozialer Wandel und gesellschaftliche Dauerbeobachtung. Für Wolfgang Zapf. Opladen: Leske + Budrich, S. 31-48.

Inglehart, Ronald (1977). The silent revolution. Princeton, N.J: Univ. Press.

Institut für empirische Psychologie (1995). „Wir sind o.k.!“: Stimmungen, Einstellungen, Orientierungen der Jugend in den 90er Jahren. Die IBM-Jugendstudie, Köln: Bund.
Klages, Helmut (1985). Wertorientierungen im Wandel. Rückblick, Gegenwartsanalyse, Prognosen. Frankfurt am Main, 2. Aufl..
Klages, Helmut (2001). Brauchen wir eine Rückkehr zu traditionellen Werten? In: APUZ B29, 13. Juli, S. 7-14.
Klein, Markus & Pötschke, Manuela (2000). Gibt es einen Wertewandel hin zum „reinen“ Postmaterialismus? Eine Zeitreihenanalyse der Wertorientierungen der westdeutschen Bevölkerung zwischen 1970 und 1997. In: Zeitschrift für Soziologie Jg. 29, H. 3, S. 202-216.
Kohli, Martin, Künemund, Harald, Motel, Andreas & Szydlik, Marc (2000). Grunddaten zur Lebenssituation der 40- bis 85-jährigen deutschen Bevölkerung. Ergebnisse des Alters-Surveys. Berlin: Weissensee.
Küpper, Beate (2002). Sind Singles anders? Göttingen etc.: Hogrefe.
Meulemann, Heiner (1996). Werte und Wertewandel. Zur Identität einer geteilten und wieder vereinten Nation. München: Juventa.
Noelle-Neumann, Elisabeth & Petersen, Thomas (2001). Zeitenwende. Der Wertewandel 30 Jahre später. In: APUZ B29, 13. Juli, S. 15-22.
Rück, Daniela (2001). Das verlockende Tabu. In: Lebensmittel-Zeitung, Spezial 3/2001, S. 26-30.
Schulze, Gerhard (1992). Die Erlebnisgesellschaft. Frankfurt am Main: Campus.
Statistisches Bundesamt, in Zusammenarbeit mit ZUMA (Hg.) (2000). Datenreport 1999. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
Statistisches Bundesamt, in Zusammenarbeit mit ZUMA (Hg.) (2002): Datenreport 2002. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
Statistisches Bundesamt: Pressemitteilung vom 3.5.2002.

Eingereicht am 18.Oktober 2002
Akzeptiert am 19.Dezember 2002

Anschrift des Autors

Prof. Dr. Stefan Hradil
Institut für Soziologie
Johannes Gutenberg-Universität
55099 Mainz